

# Berkeleys Subjektivismus von Raum und Zeit.

Von Dr. Otto Pohley, Innsbruck.

Zu Berkeleys Zeit war in England vielfach die bereits in der Antike vorgetragene Ansicht vertreten, man müsse dem Raumbegriff ein wirkliches Dasein zuerkennen. So lehrte die cartesische und vor allem die newtonsche Physik. Die Jünger des Descartes bekannten sich zu einem mit der jeweiligen Körperausdehnung identischen Raum, während die Anhänger Newtons überdies an eine reine, körperleere, unendliche Raumsubstanz dachten, welche vom Körper in vieler Hinsicht zwar verschieden, nichts destoweniger aber ebenso real, ja noch realer als der Körper ist.

B.s Bemühen nun liegt darin, beide Anschauungen aus dem Wege zu räumen. Als erster innerhalb der neueren Philosophie hat er eine Raumtheorie <sup>1)</sup> entworfen, die durchaus subjektiv und irrealistisch gehalten ist und jedweden wirklichen Raum außerhalb des vorstellenden Subjektes ablehnt, wie immer geartet er auch sein mag, sei es ein endlicher im cartesischen Sinne, <sup>2)</sup> sei es ein unend-

---

<sup>1)</sup> Die Raumlehre hat Berkeley in mehreren Schriften behandelt oder wenigstens berührt. Die in Betracht kommen, sind folgende:

1. *Essay towards a New Theory of Vision*, Dublin 1709. Darin wird nachgewiesen, daß einzig der Tastsinn, nicht auch der Gesichtssinn reale räumliche Vorstellungen habe.
2. *Treatise concerning the Principles of Human Knowledge*. Dublin 1710. Berkeleys in nominalistischem und immaterialistischem Sinn gehaltenes Hauptwerk.
3. *Three Dialogues*. London 1713. Im ersten der Dialoge läßt er die gesamte Ausdehnung, die gesehene wie die getastete, zu bloßem Schein vergehen.
4. *De motu*. 1721. Eine winzige, gegen Newton zielende Schrift, die den reinen Raum als *merum nihil* abtut, so daß er nicht einmal mehr ohne Widerspruch vorstellbar erscheint.
5. *Alciphron*. London 1732. Für die Raumlehre sind nur wenige Kapitel von Bedeutung, etwa der vierte Dialog 8. 9. 12.
6. *Siris*. London 1744. In ihrem naturphilosophischen Teil erneuert diese Schrift das Mißtrauen in die Wirklichkeit von Körper und Ausdehnungsraum, eine Auffassung die bereits im *Treatise* vorgetragen wurde.

<sup>2)</sup> *Treat.* 9. 10.

licher im Sinne Newtons.<sup>3)</sup> B. gibt sich nicht damit zufrieden, bloß die „Wirklichkeit“ des Raumes fortgeräumt zu haben, sondern schreitet weiter zur Verwerfung selbst der bloßen „Vorstellbarkeit“ eines selbständigen, von der Körperwelt differenten Raumes, ja selbst eines mit der Körperwelt identischen Raumes, und zwar aus dem Grunde, weil innerhalb der Vorstellungen des Subjektes „abstrakte“ Gebilde nicht aufzufinden seien, weder von Körpern losgelöste Räume, noch auch von Farben losgelöste Ausdehnungen. Und wie die sinnliche Vorstellungsweise keine Abstraktion leidet, so auch die gedankenmäßige Vorstellungsweise nicht, da Gedanke und Sensation einander getreu entsprechen.

Doch ehe wir des näheren auf die Berkeleysche Anschauung eingehen, sei daran erinnert, daß die Aufrollung des Problemes von Raum und auch von Zeit nicht erst der neueren Philosophie vorbehalten war, sondern bis in die Antike zurückreicht. Seitdem Heraklit an ein in unaufhörlichem Fluß dahingleitendes Weltbild dachte und dieses dem eleatischen, in unvergänglicher Ruhe erstarrten Weltbild entgegenstellte, war nicht nur die Bewegung zum Problem geworden, das alle Schulen von da ab beschäftigte, sondern mit dem Bewegungsgedanken zugleich war auch der Raum- und Zeitgedanke immerfort erörtert und besprochen in den Reihen der alten Denker. Das, was später Newton erarbeitet hat, hatte vor ihm schon Demokrit ausgesprochen, und was Leibniz leugnet, wurde einst bereits von Zenon geleugnet. Nur hat die Antike das Problem des Raumes noch nicht klar und eindeutig genug vom dem des Ortes getrennt und selbst der genialste Raumforscher der Vorzeit, Aristoteles, hat seine Untersuchungen mehr auf die örtliche, äußerliche Umgebung eines Dinges als auf dessen räumliches inneres Volumen gerichtet.

Auf die von altersher aufgerollten Raum- und Zeitfragen haben sich sodann die scholastischen Schulen mit nimmermüdem Eifer geworfen. Die von den Griechen überlieferten Begriffsbestimmungen galten als so klassische Leistungen, daß man sie unverändert übernahm und selbst die alten Fragestellungen wurden zunächst nur spärlich mit neuen bereichert. Sozusagen erst Suarez hat damit begonnen, die alten Fragen neu aufzuwerfen und eine neue, mehr selbständig überdachte, von der Autorität der Alten befreite Raum- und Zeitspekulation einzuleiten. Man darf behaupten, daß die suarezische Wirklichkeitsdeutung von Raum und Zeit, die ihr Ergebnis

<sup>3)</sup> *Treat.* 116; de motu 53.

in die bekannte Formel vom *ens rationis bene fundatum* faßt, eine Höhe erstiegen hat, die seither von keinem andern Deutungsversuch überholt worden ist. Ihr zufolge ist in Raum und Zeit ein Ding gegeben, dem in der Wirklichkeit zwar keine ganz getreue Entsprechung gegenübersteht, das jedoch auch nicht zur Gänze bloßes Gedankending ist, sondern mit der Wirklichkeit hinlänglich verwachsen, real fundiert ist, und die Mitte hält zwischen Fiktion und Wirklichkeitsnachbildung.

Die von der suaresischen Fassung gefundene klassische Mitte zwischen reiner Gedanklichkeit und reiner Wirklichkeit hat keine der nachfolgenden Untersuchungen, die außerhalb der Scholastik in der neueren Zeit gemacht wurden, zu wahren vermocht. Insgesamt neigen sie einem Extrem zu und sehen in Raum und Zeit entweder einseitig idealistische oder aber allzustark betonte realistische Gebilde. Sonst ist es in der Geschichte des Geistes die Regel, daß langentbehrte Lösungen, nach schwerem Suchen endlich gefunden, der weiteren Mühe entheben, nach neuen Lösungen auszuschauen. Was sonst nicht zutrifft, wurde hinsichtlich der raum-zeitlichen Frage in den Bemühungen der außerscholastischen Philosophie zum Ereignis: man begann die klassische Lösung des Suarez durch minder gute zu ersetzen. So hat sich in England eine allzu realistische Raumtheorie bei Newton, Clarke und More geltend gemacht, die in ihrem Objektivismus derart abwegig war, daß sie stellenweise daranging, sogar die Scheidelinie zwischen Gott und Raum zu verwischen und den Raum förmlich als Gottes Unermeßlichkeit erklärte. Was den englischen Philosophen im Grunde vorschwebte, ist ein richtiger, wenn auch unbeholfen ausgedrückter Gedanke, nämlich der, daß wir im reinen Raumgedanken einen überwältigenden Hinweis auf Gottes Gegenwartsunendlichkeit vor uns haben. So weit der reine Raum Wirklichkeitsansätze in sich birgt und so weit sich alles Seiende und Mögliche auf Gottes Wirklichkeit und Wirksamkeit stützt, darf auch die wirkliche oder mögliche Räumlichkeit auf Gott bezogen und Gott mit Fug und Recht, wie Lessius darlegt,<sup>1)</sup> der unerschaffene und fundamentale Raum genannt werden.

Gleichfalls in England ist im Gegensatz zu den allzu realistischen Raumsanschauungen eine neue Theorie aufgetaucht, ebenso abwegig und extrem, der Raumsubjektivismus, der in Berkeley seinen Bahnbrecher und in Hume seinen genialen Verteidiger gefunden hat. Diese beiden haben die wirkliche Ausdehnungskontinuität

<sup>1)</sup> Lessius. *De perfect. div.* 1. 2 c. 2, n. 12, 13.

bestritten und so dem Raumgedanken alle Verknüpfung mit dem Realen genommen, eine Auffassung, die sich übrigens später im deutschen Rationalismus bei Leibniz wiederholt. Nur war für Leibniz statt des englischen streng sensualistischen Standpunktes die Ueberlegung maßgebend, daß sich Reales nicht aus Potentialem herleiten lasse, daß somit bloß „potentielle“ Teile als Summe unmöglich etwas „Reales“, nämlich ein reales Kontinuumganzes ausmachen können. Daher ist alles Stetige, also alles Räumliche und Zeitliche als „chose purement idéal“<sup>1)</sup> zu betrachten. Raum und Zeit sind unwirklich, rein subjektive Erlebnisse.

Zur gewagtesten Höhe getrieben aber wurde der Raum- und Zeitsubjektivismus dann durch Kant. Dieser war vom Gedanken getragen, daß Raum und Ausdehnung in enger Verflechtung stehen und voneinander nicht zu trennen seien. Der Ausgangsgedanke war gewiß nicht unrichtig. Unrichtig aber war, daß Kant die Ausdehnung als rein subjektives Gebilde ansah und deshalb auch dem Raum das gleiche Schicksal ausschließlicher Subjektivität bereiten mußte. Das in der Wirklichkeit vorkommende Ding ist bei Kant an sich weder ausgedehnt noch irgendwo im Raum, sondern erst das vorstellende Subjekt trägt mittels des reinen Anschauungsapriori aus seiner eigenen Sinnlichkeit die ausschließlich dem vorstellenden Subjekt entstammenden Formen von Ausdehnung und Raum, von allmählicher Dauer und Zeit, sowie die verschiedenen Formen raum-zeitlicher Beziehungen an die Dinge heran und stattet damit die raum- und zeitlosen Empfindungen aus. Nicht aus der Wirklichkeit erborgten wir also die betreffenden Vorstellungen, sondern wir holen dieselben aus unserm Geist hervor, wo sie von vornherein bereitliegen. Wir bilden sie also a priori.<sup>2)</sup>

Was alle subjektivistischen Raum- und Zeitdeutungen trotz weitgehender Differenzierung unter sich doch auf einen gemeinsamen Nenner vereinigt, ist das sich in allen wiederholende Bekenntnis zu einer raum- und zeitlosen Wirklichkeit, so daß die raum-zeitlichen Bestimmungen zu bloßen Zutaten des Subjektes und zu bloßen Phänomenen herabsinken. Mit diesem Bekenntnis nimmt der raum-zeit-

<sup>1)</sup> Der von Leibniz des öfteren erwähnte Gedanke von der Potentialität der Teile zum Nachweis der Irrealität des Kontinuum und der Diskontinuität alles Realen findet sich u. a. im Schreiben an die Churfürstin Sophie von Hannover (Gerh. VII 562) und an P. de Bosses S. J. (Gerh. II 379, 282) vorgetragen.

<sup>2)</sup> Kant legte seine durchaus subjektiv gehaltene Raumlehre und ebenso charakterisierte Zeitlehre zuerst in der Dissertation von 1770 vor (Ak. II 402 ff., 398), sodann von neuem in der *Kr. d. r. V.* von 1781 (Ak. III 52 ff.).

liche Subjektivismus Stellung zur wichtigsten aller Fragen, die der Raum- und Zeitlehre begegnen, nämlich zur sogenannten „metaphysischen“ Frage, die sich darum dreht, ob die Begriffe mehr sind als rein innermentale und imaginäre Dinge und ob sie sich jenseits des Bewußtseins, in dem sie auftreten, irgendwie verwirklichen. Drei Antworten können hinsichtlich der Wirklichkeitsgeltung von Raum und Zeit gegeben werden. Erstens die, daß der Raum- und Zeitgedanke im wirklichen Außen getreu entsprechende Korrelate hat. Es ist dies die Antwort des überspitzten Realismus, der unter Raum und Zeit voll reale, substantielle Gebilde versteht. Die zweite Antwort ist vom gemilderten Realismus gekommen und besagt, daß Raum und Zeit bloß in fundamentalen Ansätzen sich verwirklichen und eigentlich mehr unter die Gedankendinge einzureihen sind, wie Suarez und wohl die gesamte Scholastik vorträgt. Die dritte Antwort, die vom englischen und deutschen Subjektivismus stammt, entzieht den Raum- und Zeitgedanken zur Gänze der Wirklichkeit und läßt ihn lediglich innerhalb der Vorstellungswelt des Subjektes gelten.

Während hinsichtlich der metaphysischen Frage oder der Geltungsfrage unter den Subjektivisten vollste Einhelligkeit herrscht, gehen ihre Anschauungen hinsichtlich der „psychologischen“ Frage, die sich um die Feststellung der Ursprungsweise des raumzeitlichen Begriffes bemüht, beträchtlich auseinander. So denkt Leibniz an ein eingeborenes Gedankengut, das Kant wieder bestreitet, indem er Formen lehrt, die im Gemüte virtuell vorliegen und erst bei der tatsächlichen Setzung in der Empfindung aufstrahlen.

Und ebensowenig herrscht unter den Subjektivisten dort Uebereinstimmung, wo es die Feststellung des Inhaltes oder die „analytische“ Frage des Raum- und Zeitgedankens gilt. Man verfährt dabei oft allzu sorglos. So verwechselt Kant an vielen Stellen Raum und Ausdehnung und Ort und wirft das „Räumlichsein“ und das „Imraumesein“ zusammen. Oder man sieht vom absoluten Ausdehnungsmoment ab und konstruiert aus den Lagebeziehungen der Körper, ihren größeren oder kleineren Entfernungen zueinander, einen durchaus relativistischen Raumbegriff, dem dann ein ebenso relativ gehaltener Zeitbegriff an die Seite rückt. Ungemein sorgfältig dagegen ist die Scholastik bei der inhaltlichen Feststellung der Begriffe zu Werke gegangen. Sie betont Kant gegenüber den großen Unterschied, der zwischen den Begriffen „Räumlichsein“ und „Imraumesein“ obwaltet, denn ersterer bedeutet, daß ein Ding eine gewisse Ausdehnungsgröße besitzt, letzterer aber, daß es irgendwo

im Raume seinen Platz hat. Die Scholastik hat Leibniz gegenüber geltend gemacht, daß eine relative Raum- und Zeitbetrachtung nicht die ursprüngliche ist, sondern vielmehr den absoluten Raumgedanken und den absoluten Zeitgedanken voraussetzt. Niemals kann der Relativismus den Absolutismus überflüssig machen, niemals Raum und Zeit in bloßen Relationen bestehen und sich daraus deuten lassen.

Des Standpunktes wegen, von dem aus vorliegende Studie das Berkeleysche System von Raum und Zeit betrachtet, lohnt es sich, bei den einschlägigen scholastischen Definitionen einen Augenblick zu verweilen.

Hält man den Raumbegriff und den Ausdehnungsbegriff gegen einander, so ergibt sich, daß sich beide Begriffe zum guten Teil decken. Was der Raumgedanke (*spatium*) mit dem der Ausdehnung (*extensio* oder *quantitas corporea*) gemeinsam hat, ist, daß beide im Gegensatz stehen zum Einfachen und daß beide sich zusammensetzen aus gleichartigen oder integrierenden Teilen, die nebeneinanderliegen und lückenlos ineinander übergehen und potentieller Natur sind, so daß sich das Raumganze wie das Ausdehnungsganze mental ins Endlose aufteilen läßt. Während es aber, hier beginnt der Gegensatz, für die Ausdehnung kein unbedingt notwendiges Erfordernis ist, daß die potentiellen Teile tatsächlich auseinanderliegen und es genügt, daß von Natur aus ein Drang danach vorliegt, die sogenannte *extrapositio potentialis* oder die *quantitas interna*, ist beim Raumgedanken das tatsächliche Auseinandersein der Teile unerläßliche Voraussetzung.

Der Gegensatz geht noch weiter. Der Raumbegriff fügt zum Ausdehnungsmoment, auf das er aufbaut, die Nebenvorstellung des Mitumfassens anderer Körper, den sogenannten Gefäßcharakter hinzu, während der Ausdehnungskörper jedweden andern von sich ausschließt. Während also die Ausdehnung, nicht zwar dem Wesen nach, so doch immerhin naturhaft mit der Gabe der Undurchdringlichkeit versehen ist, gehört es umgekehrt zum innersten Wesen des Raumes, daß er sich von Körpern einnehmen und durchdringen lasse.

Ist der Raum mit Körpern nicht erfüllt oder aber äußern etwa vorhandene Körper ihre Gegenwart nicht in fühlbarer Weise, so sprechen wir vom leeren oder reinen Raum. Die leere Räumlichkeit findet sich in zwei Arten, entweder als endlicher oder als unendlicher Raum. Die erstere Art, das *spatium limitatum*, ist dann gegeben, wenn einschränkende Grenzen gegeben sind, seien es wirkliche Grenzen wie beim Zimmerraum, Straßenraum oder Landschafts-

raum, oder seien es bloß mögliche, bloß mental angesetzte Grenzen. Die Scholastik verwendet hierzu die Ausdrücke *spatium actuale* oder *spatium possibile*. Die modernen Denker, Berkeley und andere, fassen sich mit dem Gedanken der reinen Raumendlichkeit nicht, sondern haben einzig der reinen Raumunendlichkeit ihre Aufmerksamkeit geweiht, wo Grenzen und Enden fehlen. In der Sprache der Scholastik wird dieses Gebilde bezeichnet als *spatium absolutum*, weil es von Grenzen „*losgelöst*“ ist, oder auch *spatium ideale*, weil es ein vorwiegend fiktives „*Gedankengebilde*“ ist. Dieser reine, von keiner Grenze beschränkte und keinem Körper erfüllte, über das Weltall hinaus sich erstreckende Raum hat als hervorstechendsten Zug die Eigenschaft der Unbegrenztheit oder der potentiellen Unendlichkeit an sich, ferner daß er unbeweglich und einmalig ist.

Die nämliche Sorgfalt, die sie bei der Entwicklung des Raumbegriffes verwendet, hat die Scholastik auch bei der Feststellung des zeitbegrifflichen Inhaltes an den Tag gelegt. Wie der Raum auf dem Ausdehnungsmoment aufbaut, so der Zeitgedanke auf dem der Dauer. Dauernd nennen wir, was den Augenblick seines Entstehens überlebt, was im Dasein verharret. Anders ist die Dauer der geistigen, anders die der stofflichen Wesen. Die Dauer der ersteren ist eine beständige (*duratio permanens*), dagegen stellt sich die stoffliche Substanz und das stoffliche Geschehen dem inneren Wesen als veränderlich dar, darum ist auch ihre Dauer veränderlich und unbeständig (*duratio successiva*). Solcher Dinge Dauern ist ein dauerndes Vergehen, ein fortwährendes sich Wandeln. Dabei geht deren Veränderung, Entstehen und Vergehen und sich Bewegen, nicht in „*abrupten*“ Sprüngen vor sich, sondern die Uebergänge fließen stetig und unmerklich ineinander über und stellen so ein „*allmähliches*“ Verfließen, eine *successio „continua“* dar, eine sich entwickelnde, nirgendwo wahrnehmbar unterbrochene, zusammenhängende Linie dar. Für diesen Begriff des kontinuierlichen Dauerverlaufes, den wir am leichtesten wohl in uns selber, im Wechsel der eignen körperlichen Zustände empfinden, dann aber an bewegenden Körpern außer uns, die verschiedene Raumteile durchziehen, wahrnehmen, haben wir die kurze Bezeichnung von „*allmählicher Dauer*“ gewählt und in vorliegender Arbeit durchwegs festgehalten. Mit diesem Ausdruck fassen wir die Momente des Ablaufes sowie der Kontinuität zusammen.

Mit dem Begriff der allmählichen Dauer deckt sich nun der Zeitbegriff. Jedoch bloß zum Teil. Denn der Zeitbegriff gibt überdies die Nebenvorstellung hinzu, als stehe die allmähliche Dauer als ein

selbständiges, substantiales Gebilde da und schließt in sich alles ein, was sich an Veränderungen und Abläufen gleichzeitig ereignet: gleichsam als ein Gefäß, das alles Geschehen und Andauern umfängt. Die alles Gleichzeitige, das Bewegte wie das Ruhende mitumfassende Zeit tritt in zwei Formen auf, entweder als begrenzte Zeitspanne, wie das Jahr und der Tag, oder aber als grenzenlose Zeitunendlichkeit. Letzte wird von der Scholastik als „absolute“ Zeit bezeichnet, da sie aller Umgrenzung entrückt, ohne Anfang und Ende gedacht ist. Die Modernen bevorzugen hiefür den Ausdruck der „reinen“ Zeit in bewußter Analogie zum reinen Raum.

Jeder Zeitbegriff, ob endlich oder endlos, ist zum Teil eine Fiktion. Vorwiegend aber die endlose, reine Zeit. Denn sie enthält eine zweifache Fiktion, die des Umspannens sowohl als auch die der Grenzenlosigkeit. Durchwegs fiktiv jedoch ist, wie die bisherige Gedankenentwicklung zeigt, selbst die reine Zeit nicht, birgt sie doch in dem ihr zugrundeliegenden allmählichen Dauerbegriff einen hinlänglichen Ansatz in der Wirklichkeit, woher er entlehnt ist.

So grundverschieden Raum und Zeit voneinander auch sind, in einem Merkmal stimmen sie überein, nämlich im Begriff des Stetigen: Raum ist stetiges Nebeneinander, Zeit stetiges Nacheinander.

Nach dieser Begriffsanalyse wollen wir nun der Berkeleyschen Lehre von Raum und Zeit nachspüren. Seine Spekulation steht im Zeichen des Streites mit zeitgenössischen Theorien, mit Newton und Descartes. Ihnen sucht er entgegentreten mit der Darlegung, daß Raum und Zeit „reine“ Gedankendinge sind, denen es an Wirklichkeits-hintergrund gebricht. Im ersten Kapitel wollen wir sehen, wie er Newtons vermeintliche unendliche Raumwirklichkeit abfertigt, im zweiten, wie er die cartesische Ausdehnungswirklichkeit als ein ausschließlich subjektives Erlebnis deutet, im dritten sodann das Wenige, das er zum Zeitthema vorlegt, um schließlich im vierten den Berkeleyschen Raum- und Zeitsubjektivismus mit den verwandten subjektivistischen Lehren Lockes, Leibniz und Kants zu vergleichen. Wir beginnen mit Berkeleys Ablehnung der Newtonschen Raumtheorie.

1. Ablehnung der Newtonschen Hypothese des unendlichen Wirklichkeitsraumes durch Entgegensetzung des Satzes, daß ein von Körpern losgelöster und als substantiale Wirklichkeit gedachter Raum eine reine Fiktion ist. (Berkeleys Raumirrealismus.)

Um die absolute Körperbewegung zu erklären, hat Newton als unentbehrliche Voraussetzung einen reinen, körperleeren Raum doziert



und in ihm ein Wesen vermutet, das unabhängig von Körpern und durch und durch substantiale Realität ist, welche über die Eigenschaften verfügt, ohne Grenzen und ewig, in jeder Weise unveränderlich, mithin unteilbar und unvernichtbar, ferner von keinem Sinne wahrnehmbar zu sein.<sup>1)</sup> Wider die Voraussetzung des reinen, realen Raumes zieht Berkeley zu Felde und lehrt, daß Newtons vermeintliche Raumsubstanz ein „reines Nichts“,<sup>2)</sup> eine bloße Fiktion sei, die in der Wirklichkeit auch nicht die Spur eines Ansatzes zeigt, und legt zum Erweis der Irrealität des absoluten reinen Raumes drei Argumente vor, die wir im Nachstehenden erörtern müssen.

Im ersten Argument stellt B. fest, daß das, was wir unter reinem Raum denken, nichts anderes besage als das „Nichtvorhandensein von Körpern“ und somit lediglich negativen oder privativen Inhalt habe.<sup>3)</sup>

Newton unterscheidet zweierlei Bewegung, relative und absolute. Da nun jedwede Bewegung einen Raum voraussetzt, worin sie sich vollzieht, so verlangt 1 die wahrnehmbare, relative Bewegung einen relativen, sinnesfälligen, mit Körpern erfüllten Raum, indes 2. die absolute und unsere Wahrnehmung fliehende Bewegung einen absoluten, d. h. von Körpern leeren und unabhängigen Raum fordert, der nicht Gegenstand einer Empfindung, sondern nur reine Denknöwendigkeit ist. Dagegen legt B. den Gedanken vor, daß alle Bewegungsmöglichkeit im Körper allein gelegen sei und der Körper deshalb zu seiner Bewegung nichts anderes voraussetze, als daß ihm hiebei kein anderer Körper hinderlich im Wege stehe. Was die Redeweise angehe, zur Bewegung sei Raum vonnöten, so sei sie ungenau und wolle nur soviel sagen, daß ein Abhandensein von Körpern vonnöten sei. Es laufe demnach die leere Newtonsche Raumsubstanz hinaus auf das Fehlen von Körpern (*absentia aliorum corporum*) und sei in nichts verschieden vom reinen Nichts. An eine Realität ist sonach nicht zu denken.

In einem zweiten Argument ergeht sich B. über die unannehmbaren Folgen, die sich mit der Annahme einer reinen, unvernichtbaren Raumsubstanz gedankennöwendig einstellen würden.<sup>4)</sup>

Es war für B. ein begriffsanalytisches und mehr noch ein religiöses Bedürfnis, weshalb er gegen Newtons Raumsubstanz zu Felde zog. Newtons Raum ist unvernichtbar. Die Gabe der Unvernichtbarkeit aber ist ein göttliches Reservat. Und tatsächlich hatte die

<sup>1)</sup> Die Newtonsche Lehre, die 1687 in den *Phil. nat. princ. math.* II 6 f. niedergelegt wurde, wiederholt Berkeley im *Treat.* 111.

<sup>2)</sup> „merum nihil“, de motu 53.

<sup>3)</sup> „Nihil aliud quam privatio aut negatio“ und „absentia corporum“, de motu 53; ähnlich *Treat.* 116; *Sirts* 318 macht Plato für die nämliche Erklärung namhaft, er habe im Raume eine den Begriffen von Dunkelheit und Stille ähnliche Negation aufgedeckt.

<sup>4)</sup> *Treat.* 117; vgl. Clarkes *Demonstration of the Being and Attributes of God*, 1706.

Meinung seiner Zeit kein Bedenken genommen, aus der Unmöglichkeit der Raumvernichtung die Unerschaffenheit des Raumes zu folgern und denselben mitten unter die Reihe der göttlichen Attribute zu versetzen. Falls man also den reinen Raum als real ansetzt, muß man ihn zugleich entweder als ein göttliches oder aber mindestens als ein mit Gott verwandtes, wenn auch von ihm verschiedenes Wesen betrachten, das in gleicher Weise ewig, ungeworden und endlos ist wie er. So folgerten die Zeitgenossen mit unnachgiebiger Gedankenstrenge, und auch B. vermochte sich diesen Gedankengängen nicht zu entziehen, solch gewaltigen Zauber verbreiteten sie. Er nennt sie ein „gefährliches Dilemma“ und weiß der drohenden Umklammerung nur dadurch zu entgehen, daß er ihre Voraussetzung zerstört und von vornherein die Irrealität des reinen Raum zum unverrückbaren Ausgangspunkt wählt. Denn einzig der, wer von der Wirklichkeit des Raumes absieht und den reinen Raum dem Nichts gleichsetzt, ist gegen das „gefährliche Dilemma“ gefeit.

In einem weiteren, nunmehr dritten Argument kommt B. neuerdings auf den Begriffsinhalt des reinen Raumgedankens zurück und stellt als Ergebnis seiner Untersuchungen fest, daß nicht nur kein positiver Inhalt vorliege, wie es bereits sein erstes Argument nachgewiesen hat, sondern daß es sich geradezu um einen Widerspruch handle, so daß ein „reiner d. h. körperleerer“ Raum nicht einmal als Fiktion möglich ist.<sup>1)</sup>

B. gibt zwar zu, daß wir uns einen mehr oder weniger von Körpern entleerten Raum vorstellen können. Nur das eine bestreitet er, daß wir einen vollkommen leeren Raum, die „Idee eines reinen Raumes mit Ausschluß aller Körper“ in unsern Vorstellungen zu bilden vermögen. Er benützt hiezu folgende Gedanken. Wo kein Körper, da keine Bewegung, und wo keine Bewegung, da auch kein leerer Raum. Denn wer an Bewegung denkt, hat zugleich einen sich bewegenden Körper vor Augen. Nun aber werden in der Idee des reinen Raumes nicht nur alle Körper, sondern auch alle Bewegungen zunichte. Und die Vernichtung bleibt nicht nur bei der Bewegung stehen, sondern greift notwendigermaßen auch auf den Raum selber über, weil dieser bloß der Bewegung willen erdonnen ist, die er erklären und ermöglichen soll. Mit dieser sichtlich etwas gewundenen Beweisführung spricht B. dem reinen Raum das Dasein

<sup>1)</sup> „Absolute space cannot exist without the mind“, ja noch mehr, „we cannot even frame an idea of absolute space exclusiv of all bodies“, *Treat.* 116; *Siris* 318 hält das Vorstellen eines reinen Raumes dem Träumen gleich.

in der Wirklichkeit und selbst innerhalb unserer sinnlichen wie gedanklichen Vorstellungsbreite ab.

Die Berkeleysche Untersuchung gipfelt sonach in dem Satz, daß ein von Körpern losgelöster Raum substantialer Natur weder in der Wirklichkeit noch als gedankliche Fiktion möglich ist. Ueberprüfen wir diese Theorie.

Ohne Zweifel anzuerkennen ist Berkeleys Bemühen, Newtons seltsame Realität aus der Welt zu schaffen. Nur kann man mit seiner Weise zu argumentieren nicht in allem einverstanden sein. Keines seiner Argumente ist einwandfrei gelungen.

1. Von vorneherein ist im ersten Argument die Anschauung abzulehnen, als ob der Begriff des Leeren ohne weiteres dem Nichts gleichkäme. Allerdings entbehrt der leere Raum des wirklichen Daseins. Verglichen mit dem Nichts jedoch, dem jedweder Inhalt, auch der der möglichen Körpererfüllung abgeht, stellt sich der reine Raum immerhin als ein Inhalt dar, nämlich als die gedachte Möglichkeit, sich mit Körpern und Bewegungen gegebenen Falls erfüllen zu lassen. Gedankeninhaltlich obwaltet sonach zwischen dem reinen Raum und dem reinen Nichts ein erheblicher Unterschied. Selbst hinsichtlich der Realität sind reiner Raum und reines Nichts nicht auf eine und dieselbe Stufe zu stellen. So unwirklich der reine Raum auch ist, so ist er doch immerhin als eines jener Gedankendinge aufzufassen, die in der Wirklichkeit, nämlich in wirklichen Körpern und Bewegungen, wohlbegründet sind. Mithin ist reiner Raum mehr als bloße Fiktion und reines Nichts.

2. Was das „gefährliche Dilemma“ betrifft, dem das zweite Argument mit Erfolg zu entrinnen sucht, so fällt im besprochenen Abwehrversuch eine gewisse Aengstlichkeit auf, die nicht am Platze ist. Denn abgesehen vom Merkmal der Unwirklichkeit trägt der reine Raum noch eine Reihe anderer Eigenschaften an sich, die ihn vom Gottesgedanken deutlich unterscheiden. So hat u. a. die mit-vorgestellte Unendlichkeit nicht eigentlich infiniten, sondern bloß indefiniten, also bloß potentiellen Charakter, wie auch die angebliche Unvernichtbarkeit mehr eine Angelegenheit der Fiktion als der Wirklichkeit ist.

3. Wenn Berkeley schließlich im dritten Argument die Unvollziehbarkeit des reinen Raumgedankens anführt, so hätte er zwischen einer sinnemäßigen und einer gedankenhaften Unvollziehbarkeit genauer unterscheiden müssen. Daß unsere Sinne sich nicht zum reinen Raumgedanken aufzuschwingen vermögen, ist ohne weiteres

zugegeben. Die Tatsache allein aber, daß wir ohne inneren Widerspruch vom reinen Raum sprechen, zeigt an, daß wir den Gedanken eines reinen Raumes haben.<sup>1)</sup> Vergeblich ist also alles Bemühen des großen Denkers, den reinen Raum als eine reine Fiktion, ja streng genommen als eine widerspruchsvolle und daher unmögliche Fiktion hinzustellen. Ebenso vergeblich aber ist auch sein Bemühen, an unsern Sinnesinhalten nachzuweisen, daß Ausdehnung niemals von Farben losgelöst gedacht und niemals außerhalb unserer Bewußtseinsbreite vorkommen könne, wie wir im Folgenden sehen werden.

2. Ablehnung der cartesischen Lehre von der endlichen Ausdehnungswirklichkeit durch Entgegensetzung des Satzes, daß die von uns erlebte Ausdehnung, reine Subjektivität ist. (Berkeleys Ausdehnungsirrealismus.)

Daß im reinen „endlosen“ Raumgedanken wenn, auch nicht ganz so doch zum guten Teil, ein fiktives Gedankengebilde vorliegt, ist ohne Bedenken einzuräumen und geht aus der oben gegebenen Begriffsentwicklung hervor, wonach der reale Ansatz durch allerlei fiktive Zugaben bereichert und ausgestaltet wird. Wer aber mit B. die Subjektivität des reinen Raumgedankens so weit treibt, daß er auch diesen letzten Ansatz von Wirklichkeit daraus entfernt und das Ausdehnungsmoment, worin der reine Raumgedanke sich mit der wirklichen Welt verknüpft hält, in das Gebiet des bloß Subjektiven und Fiktiven verweist, so daß Ausdehnung nicht mehr eine primäre, den Körpern selbst anhaftende Eigenschaft ist, der bringt nicht bloß ein weiteres (viertes) Argument für die gänzliche Unwirklichkeit des Newtonraumes bei, sondern kämpft zu gleicher Zeit auch gegen die cartesische Lehre des endlichen, mit der jeweiligen Körperausdehnung identischen Wirklichkeitsraumes. Aus diesem Grund wollen wir im Folgenden die Berkeleysche Ablehnung der endlichen Raumwirklichkeit oder Ausdehnungswirklichkeit unter einem eigenen Abschnitt zur Darstellung bringen.

Descartes hat im Verein mit Galilei, Mersenne, Hobbes und Locke die Körpereigenschaften in primäre und in sekundäre eingeteilt und bloß erstere als wirkliche Körpereigenschaften anerkannt, letztere indes als subjektive Affektionen erklärt, die lediglich eine Wirkung der Körper auf unsere Sinne sind.<sup>2)</sup> Zu ersteren gehört die

---

<sup>1)</sup> Vgl. D. Nys, *La notion d'espace* 128 f.

<sup>2)</sup> Die genannte Unterscheidung ist antiken Ursprunges. Sie stammt von Demokrit. Nach ihm wandern vom wahrzunehmenden Ding Eidola (Bilder) in die empfindsame Seele und wiederholen dort das Außending hinsichtlich seiner

Ausdehnung der Körper. Diese Eigenschaft ist derart primär, daß sie geradezu die innerste Wesenheit der Körper begründet. Sie ist zugleich der wirkliche, endliche Raum.<sup>1)</sup> Der zweiten Gruppe der körperlichen Eigenschaften, wozu die Farben, Töne, Gerüche u. a. gezählt werden, wird keine andere Realität als eine bloß subjektive gelassen. Descartes gesteht also den sekundären Körpereigenschaften nicht die volle Realität zu, deren sich die primären erfreuen, er geht indes in der Subjektivierung der sekundären Eigenschaften doch immerhin nicht so weit, daß er deren Abhängigsein von äußerlichen Körperreizen je bestreitet. Wenn auch nicht formell, so kommen sie wenigstens im kausalen Sinne in der Wirklichkeit vor.<sup>2)</sup>

Berkeleys Theorie greift den cartesischen Subjektivierungsgedanken hinsichtlich der Körpereigenschaften auf und führt ihn ins Ungemessene fort. Dies in doppelter Hinsicht:

1. indem er die Subjektivität auch auf die primären Eigenschaften, also auch auf die Ausdehnung ausdehnt und so dem cartesischen Weltbild auch den letzten Wirklichkeitsrest, die Quantität, nimmt, so daß es für B. keinen Sinn mehr hat, fürderhin die körperlichen Eigenschaften in primäre und in sekundäre zu sondern.

2. indem in B.s System die Subjektivität der Empfindungen zu förmlicher Fiktivität ausartet, so daß die Empfindungsinhalte, gleichviel ob sie primärer oder sekundärer Art sind, mit der körperlichen Außenwelt alle Beziehungen lösen und rein subjektive Affektionen, reine Innegebilde werden. Nicht mehr die Wirkung des Körpers auf das Organ ist der empfundene Inhalt und nicht mehr die Antwort, die das Subjekt auf die Reize der Natur gibt, da es, wie B. lehrt, unmöglich ist, daß „Farbe oder Ausdehnung, oder sonst welche sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft in einem nichtdenkenden Substrat außerhalb des Geistes existiere.“<sup>3)</sup> Derlei Inhalte sind „nur

geometrischen Eigenschaften. Die übrigen Eigenschaften, die in den Empfindungen auftreten, sind Zutaten des empfindenden Subjektes. Aristoteles kämpfte die demokritische Eigenschaftseinteilung in primäre und sekundäre, d. h. objektive und subjektive, derart erfolgreich nieder, daß sie das Mittelalter über für gerichtet galt und erst im 17. Jahrhundert, zuerst in Galileis *Saggiatore*, 1623, wieder auftauchte. Die Renaissance bekannte sich dann immer mehr zu dieser Lehre, so Mersennes *Harmonie universelle*, 1636, Descartes' *Essais philosophiques*, 1637, Hobbes' *Tractatus opticus*, 1644, und Lockes *Essay*, 1690.

<sup>1)</sup> Siehe Descartes' *Princ. phil.* II 4, 8 und 10, 11, 12. „Revera enim extensio in longum, latum et profundum, quae spatium constituit, eadem plane est cum illa, quae constituit corpus“, ebenda 10.

<sup>2)</sup> Ebenda 199.

<sup>3)</sup> *Treat.* 15.

im Geiste bestehende Ideen“.<sup>1)</sup> Ausdehnung geht somit in reines Bewußtsein über und unterhält in der Wirklichkeit weder formelle noch kausale Entsprechungen.

Den Beweis für die These des Ausdehnungsirrealismus erbringt B. in drei Argumenten, und zwar:

1. aus dem Abstraktionscharakter des cartesischen Raum- und Ausdehnungsgedankens.

2. aus den beobachteten Schwankungen der erlebten Größeneindrücke hinsichtlich des nämlichen Gegenstandes.

3. aus dem ständigen Verflochtensein der primären und sekundären Eigenschaften in unseren Empfindungen.

Das erste Argument weist auf das Abstraktsein des cartesischen Raumgedankens hin, der von allen sekundären Eigenschaften absieht und lediglich primäre Eigenschaften zu einem Komplex verbindet. Solch abstrakte Gebilde zu gestalten, liege jedoch jenseits unseres Vermögens. So schildert B., wie er sich in Selbstbeobachtungen vergebens bemüht habe, in den Gedanken die Spuren einer Abstraktionskraft zu entdecken und wie er gefunden habe, daß die Gedanken niemals das auseinanderzureißen vermögen, was die Wirklichkeit vereint. Denn Gedanken sind zwar wenig lebhaft, nichtsdestoweniger aber „getreue“ Nachbildungen der Natur. Also kann man unmöglich von ihnen erwarten, daß sie das trennen, was die

---

<sup>1)</sup> *Treat.* 9. -- Die cartesische Raumwirklichkeit hat Berkeley nicht mit einem Strich getilgt und dem Subjektiven anheimgestellt, sondern allmählich. Deutlich kann man dabei zwei Phasen erkennen. So hat seine neue Theorie des Sehens, 1709, bloß in der gesehenen Ausdehnung eine subjektive Affektion gelehrt (§ 130). Weil die gesehene Ausdehnung durch Farbe vermittelt werden muß, sei sie ebenso subjektiv wie Farbe. Die zweite Phase ist mit dem *Treatise*, 1710, gegeben, wo die gleiche Subjektivität nun auch auf die getastete Ausdehnung übertragen wird (§ 45). Auf rechter Fährte war Berkeley, wenn er im allgemeinen die Wahrnehmung der Tiefendimension für subjektiver hielt als diejenige der flächenhaften Ausdehnung. In ihrer Deutung blieb er sich jedoch nicht immer gleich. Die Theorie des Sehens verlegt den Ursprung der Abstandsempfindung in physiologische Begleiterscheinungen, die mit dem Sehen auftreten, wie Muskelspannungen beim Rollen der Augen, oder die Akkomodationsanstrengung beim Klarsehenwollen, unter merkwürdiger Betonung, daß der obwaltende Zusammenhang bloß gewohnheitsmäßig vorliege, etwa wie zwischen Rotwerden und Schamgefühlen (§ 16, 17, 27). Dagegen wird im *Treatise* die Wahrnehmung der Entfernung oder der dritten Dimension rein psychologisch gedeutet als ein Verschmelzungsprodukt aus Empfindungen des Tastens und des Sehens. Daß den Sehempfindungen immer noch eine gewisse Minderwertigkeit gegenüber den Tastempfindungen anhaftet, stammt noch aus der Theorie des Sehens vom Jahre 1709 (44).

Natur nicht trennt.<sup>1)</sup> Aus diesem Grunde können wir individualisiert gegebene Sinnesinhalte in nachfolgenden Gedanken niemals ohne Individualität darstellen und sie zu abstrakten und allgemeinen Ideen verwandeln.<sup>2)</sup> Und ebenso können wir niemals die primären Eigenschaften in Gedanken von den sekundären trennen, da sie in unseren Empfindungen immer vereint auftreten. In diesem Grunddogma der sklavischen Nachahmung der sinnlichen Gegebenheiten durch Gedanken liegt ohne Zweifel ein arger Irrtum. Denn der Menscheng Geist hat die Kraft, abstrakte und allgemeine Ideen zu bilden: selbst eine flüchtige Ueberprüfung unserer Erlebnisse genügt, dies festzustellen. Die Mathematik allein schon ist eine Tatsache, daran Berkeleys Argument zerbricht.

In einem zweiten Argument verwendet B. das Schwanken der erlebten Größeneindrücke, um an diesem Phänomen ihren Unwirklichkeitscharakter abzulesen. Da Größe und Kleinheit des gesehenen Gegenstandes veränderlich sind, scheinen die Größenbestimmungen völlig relativ zu sein und können deshalb ausschließlich aus unserm Geiste stammen.<sup>3)</sup> Was von verschiedenen Punkten aus gesehen verschieden erscheint, wie Gestalt und Ausdehnung, kann eben nicht Abbild der realen Gestalt und Ausdehnung sein, denn diese sind „unwandelbar bestimmt“.<sup>4)</sup> Es lohnt nicht die Mühe, auf dieses Argument näher einzugehen, denn schon B. hat ihm eine eigentliche Beweiskraft abgesprochen und zugegeben, daß es höchstens zeigt, daß Ausdehnung nicht zu erkennen, nicht aber auch, daß Ausdehnung jenseits unseres Geistes nicht vorhanden sei.<sup>5)</sup> Es sei hiezu bloß daran erinnert, daß unter Wahrung des nämlichen

1) *Treat.* Einl. 10 und *Treat.* 5.

2) Berkeley vertritt eine sonderbare Auffassung von der Universalität der Namen und Ideen. Ihm schwebt eine Universalität uneigentlichen Sinnes vor Augen, die nicht aus Abstraktionen hervorgeht, sondern im Mitgedachtsein von Beziehungen besteht, so daß die Vorstellung selbst, die für ähnliche, nicht erheblich von ihr verschiedene andere Vorstellungen stellvertretend eintritt, partikulär bleibt. „An idea which considered in itself is particular, becoms general by being made to represent or to stand for all other particular ideas of the same sort“, *Treat.* Einl. 12. „Universality not consisting in the absolute, positive nature or conception of anything, but in the relation it bears to the particulars signified or represented by it; by virtue whereof it is, that things, names or notions being in their own nature particular, are rendered universal“. *Treat.* Einl. 15.

3) *Treat.* 11.

4) *Treat.* 14.

5) *Treat.* 15.

Abstandes des Sehenden vom Gesehenen hinsichtlich der wahrgenommenen Ausdehnung durchaus keine Schwankungen eintreten, sondern die Ausdehnung in diesem Falle „unwandelbar bestimmt“ bleibt. Erst dann wäre die erlebte Schwankung ein bedenkliches Zeichen und spräche allenfalls für die Subjektivität des empfundenen Größeneinhaltes, wenn sie sich einstellte trotz unveränderter Wahrung des gleichen Abstandes. So aber ist es eine wertvolle Einrichtung der Natur, wenn dieselbe Ausdehnungsgröße bei größerer Entfernung kleiner, und umgekehrt bei kleinerer größer erscheint, denn auf diese Weise vollzieht sich eine gesetzmäßige Erscheinung und gibt dem Menschen ein objektives Mittel an die Hand, die Abstände, die der Gegenstand dem Sehenden gegenüber einnimmt, leichter abzuschätzen.<sup>1)</sup>

Das dritte Argument geht von der psychologischen Tatsache aus, daß sich die sekundären und die primären Eigenschaften dem Geiste stets in unlösbarer Vereinigung darstellen, so daß wir niemals imstande sind, in unsern Erlebnissen Ausdehnung ohne Farbe anzutreffen. Das ist eine unbestreitbar beobachtete Tatsache. Angesichts dieser Tatsache dürfe man nun nicht mehr mit Descartes oder Locke annehmen, es könne farblose Ausdehnung existent sein, denn sonst müßte sich Ausdehnung ohne Farbe auch wahrnehmen lassen. Vielmehr gehe aus dem Ausdehnung-Farbe-Verflochtensein das hervor, daß beiderlei Körpereigenschaften, die sekundären wie primären in einer Art Schicksalsgemeinschaft, wenn man so sagen darf, hinsichtlich des Wirklichkeitswertes und hinsichtlich der Abbildungskraft stehen. Entweder deuten beide in gleicher Weise über sich auf eine in der Welt der Wirklichkeit vorkommende Realität hinaus oder aber sind beide in gleicher Weise bloß subjektive Erscheinungen. Ein Differentsein ist ausgeschlossen. Weil nun B. überzeugtermaßen dafür hält, daß die sekundären Körpereigenschaften unmöglich sich jenseits des Geistes irgendwie verwirklichen können und demnach ausschließlich subjektive Ereignisse sind, so sieht er

---

<sup>1)</sup> Nur der Mond macht scheinbar eine Ausnahme: obwohl die Entfernung wie auch der Sehwinkel in beiden Fällen unverändert bleibt, so erscheint der Mond am Horizont groß, im Zenith klein. Diese Unregelmäßigkeit rührt eben daher, daß die Sehgröße keine durchaus ursprüngliche Empfindung, sondern ein Verschmelzungsprodukt aus periphär bedingten Empfindungen und mitauf-tretenden Raumvorstellungen ist. Letztere aber sind anders beim Sehen in senkrechter Richtung und anders beim Sehen in wagrechter Richtung. Aus diesem Anderssein der mitverknüpften Vorstellungen erklärt sich die Verschiedenheit der gesehenen Mondgröße. Vgl. J. Lindworsky, *Experimentelle Psychologie* 4 97 f.



sich auf Grund des Ausdehnungs-Farbe-Verflochtensein veranlaßt, das gleiche Los auch den primären oder geometrischen Eigenschaften zu bereiten. „Wenn es nun gewiß ist“, sagt er, „daß die ursprünglichen (primären) Eigenschaften untrennbar mit den sinnlichen (sekundären) Eigenschaften vereinigt sind und von letzteren nicht einmal in Gedanken losgelöst zu werden vermögen, so erfolgt offenbar daraus, daß die primären im Geiste allein existieren“.<sup>1)</sup>

Unter den vorgebrachten Argumenten ist das dritte wohl das bedeutendste und fordert eine Stellungnahme heraus. Im Berkeleyschen Gedankengang ist Zweierlei auseinanderzuhalten: 1. die angeführte Tatsache, daß die sekundären und primären Eindrücke oder Sinne seelisch verflochten sind, und 2. der Erklärungsversuch, den diese Tatsache bei B. findet. Was nun die erwähnte Tatsache betrifft, so ist sie ohne Bedenken zuzugestehen, denn tatsächlich erleben wir Ausdehnung niemals ohne Vermittlung durch Farbe. In Gedanken können wir wohl aus dem Empfundenen den Begriff der Ausdehnung von jenem der Farbe ohne Mühe getrennt darstellen. Was der Gedankenakt unschwer vorzunehmen imstande ist, bleibt dem sinnlichen Akte aber verwehrt. Wo immer wir Farbe empfinden, dort ist sie zumindest an ein Minimum von Ausdehnung gebunden und es ist uns gänzlich unmöglich, größenlose Farbeneindrücke zu gewinnen.<sup>2)</sup> Verfehlt aber wäre es, die Tatsache des ständigen Mitauftretens von primären und sekundären Eigenschaften derjenigen Deutung zuführen zu wollen, die B. versucht, und aus dem psychischen Verknüpftsein von Farbe und Ausdehnung den Schluß ziehen zu wollen, daß Ausdehnung einzig in unserem Empfindungsleben, nicht aber außerhalb desselben aufzufinden sei. „Wo die sekundären Eigenschaften sind“, läßt sich B. aus, „da müssen auch die primären sein, d. h. im Geiste allein und nirgend anderswo“.<sup>3)</sup>

Dieser Schluß ist voreilig, ja fehlerhaft.

Von allem Anfang an sei auf die allzuweitgehende Subjektivierung hingewiesen, die B. schon den sekundären Körpereigenschaften zumißt, indem er die hiezu nötige Erregung von den Körpern nimmt und sie auf Gott überträgt. Wenn nun derlei Eigenschaften auch nicht in den Dingen selbst vorhanden sind, was jedermann zugestehen wird, so geht doch von den Dingen eine Wirkung auf die empfindenden Sinne aus, wo die Qualitäten sich erst einstellen. Und so berichten

<sup>1)</sup> *Treat.* 10 und 99.

<sup>2)</sup> Vgl. J. Lindworsky, *Experimentelle Psychologie* 4 20.

<sup>3)</sup> *Treat.* 10, 99.

die subjektiven Qualitäten immerhin von Dingen an sich. Denn die von den Dingen ausgehende Wirkung auf das Subjekt liegt in solcher Eindeutigkeit und Konstanz vor, daß unter nämlichen Umständen die nämlichen Empfindungen erregt werden und dem Empfindungswechsel jeweils in gesetzhafter Weise ein Unterschied in dem durch ihn vorgestellten Ding entspricht. Es vermögen deshalb bloße Wirkungen das entsprechende Ding in gleicher Schärfe zu kennzeichnen wie Eigenschaften, die dem Ding anhaften. Deshalb bleibt denn auch bei subjektiv gedeuteten Eigenschaften die Erkennbarkeit der Außen Dinge im gleichen Umfang gewahrt wie bei der alten Adäquationsdeutung, wo die sekundären Eigenschaften objektiven, realistischen Wert haben. Falsch aber ist es, die subjektiven Körpereigenschaften in extremer Weise zu subjektivieren und sie einer idealistischen Verflüchtigung zuzuführen.<sup>1)</sup>

Es muß sodann daran festgehalten werden, daß die primären Eigenschaften trotz Auftretens von sekundären Eigenschaften nicht unbedingt und in allem sich wie sekundäre verhalten müssen, daß sie sich also hinsichtlich des Realseins über die sekundären erheben können. Die von B. vorgenommene Vereinfachung der Deutung des seelischen Lebens wäre erst dann statthaft, wenn beide Arten von Eigenschaften „identisch“ wären. Nun aber sind die primären und die sekundären Eigenschaften wohl „stets beisammen“, sie sind deswegen aber nicht „identisch“. Was aber verschieden ist, das braucht nicht durchgängig gleiches Verhalten zu zeigen, weder was den Ursprung noch was die Seinsweise betrifft. Aus den Ergebnissen der empirischen Psychologie von heute steht unbestritten fest, daß selbst die Qualitätsempfindungen untereinander verglichen nicht immer gleiches Verhalten an den Tag legen. Dies deutet der Fall der sogenannten „Verschmelzung“ von Empfindungen an. Anders verhalten sich hier die Töne und anders die Farben. Während die Töne derart verschmelzen, daß ihr Eigendasein nicht preisgegeben wird und sie einzeln trotz Verschmelzung immer noch herausgehört werden können, verschmelzen die Farben dagegen in der Weise, daß, sobald farbige Lichter unser Auge treffen, anstatt einer erwarteten Mischung von einzelnen Farben analog zur erwähnten Mischung von Tönen, eine einzige Farbenempfindung gänzlich neuer Art entsteht, welche den üblichen Namen der Mischfarbe eigentlich nicht verdient.<sup>2)</sup> Sinnes-

<sup>1)</sup> Vgl. J. Fröbes, *Auf der schiefen Ebene zum Idealismus? in Stimmen aus Maria Laach*. Bd. 73 (1907) 284—289, 289.

<sup>2)</sup> Vgl. J. Lindworsky, ebenda, 22 ff., 65 ff.

ereignisse sind eben verwickelter, als daß sie sich, wie B. wähnte<sup>1</sup> ohne weiteres auf eine und dieselbe Formel bringen ließen.

Aus der zugestandenen Subjektivität der mitauftretenden sekundären Eigenschaften folgt also noch lange nicht, daß auch die primären Eigenschaften bloß subjektive Affektionen sind. Nur soviel hätte B. aus den sinnesmäßigen Erlebnissen folgern und feststellen dürfen, daß die primären Eigenschaften auch anders als in reiner Ursprünglichkeit vorliegen können und mit mitauftretenden subjektiven Vorstellungsreproduktionen gewisse Verschmelzungen eingehen und unter solchen phantasiahaften Beigaben sich teilweise verändern können. Die psychologische Forschung ist an Fälle von Anteilnahme des Subjektes an Ausdehnungsempfindungen gewöhnt und erklärt auf diese Weise, wie oben bemerkt, das Phänomen der variablen Sehgröße. Eine solche Anteilnahme des Subjektes, das sei nachdrücklich vermerkt, ist aber nicht derart, daß darunter die empfundene Ausdehnung aufhörte, ein objektives Moment unseres Bewußtseins zu bleiben.<sup>1)</sup>

Mit gutem Grund bleiben wir bei der Ablehnung des Berkeley'schen Ausdehnungssubjektivismus und bewerten die Realität der gesehenen oder getasteten Ausdehnung vorteilhafter als die Realität der gesehenen Farbe und räumen den primären Körpereigenschaften eine formelle Wirklichkeitsübereinstimmung, somit einen eigentümlichen auszeichnenden Vorrang vor den sekundären Eigenschaften ein, welche letztere wir als bloße Affektionen des Subjektes ansehen.<sup>2)</sup> Der experimentelle Weg zwingt uns diese verschiedene Beurteilung der empfundenen Ausdehnung und der empfundenen Farbe auf. Dafür, daß wir in Farbe sowohl als in andern Eigenschaften wie Ton, Geruch, Geschmack eine (übrigens unter streng gesetzmäßigen Anregungen von außen stehende) Zugabe des Subjektes zu erblicken haben und uns das Farbige aus nichtfarbigen Reizen erklären dürfen, hat die Physik, Physiologie wie auch Psychologie namhafte Gründe beigebracht, die wir hier nicht des näheren zu erörtern brauchen.<sup>3)</sup> Daß wir hingegen nicht ebenfalls in analoger Weise die gesehene oder getastete Ausdehnung aus nichtausgedehnten Ursprüngen herleiten und unter Ausdehnung nicht ebenfalls eine bloß subjektive Bereicherung unseres Vorstellungslebens sehen dürfen,

<sup>1)</sup> Vgl. J. Donat, *Critica*<sup>6</sup> 118 ff.; J. Fröbes, *Psychologia speculativa* I 111.

<sup>2)</sup> J. Fröbes, *Auf der schiefen Ebene zum Idealismus? Stimmen aus M. Laach*. Bd. 73 (1907) 287 ff., 292 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. A. Messer, *Einführung in die Erkenntnistheorie*<sup>2</sup> 56 ff.; J. Donat, *Critica*<sup>2</sup> 94 ff. — J. Fröbes, *Auf der schiefen Ebene zum Idealismus? Stimmen aus M. Laach*. Bd. 73 (1907) 153—165.

sondern zwischen empfundener und wirklicher Ausdehnung nicht nur eine kausale Entsprechung, sondern geradezu eine getreue, formelle Uebereinstimmung annehmen müssen, hat darin seinen triftigen Grund, daß die Zuverlässigkeit unserer Sinnesarbeit nicht von vornherein einzuschränken ist, sondern nur dort, wo vorausgegangene Beobachtungen die Abgrenzung billigen und fordern. Für eine Beschränkung der Deutung von Ausdehnungsempfindungen fehlen aber die nötigen experimentellen Gründe.

Was ferner nach übereinstimmendem Urteil aller namhaften Autoren der scholastischen Richtung für ein Vorhandensein der Ausdehnung im Bereich der Wirklichkeit herangezogen werden darf, ist die Tatsache, daß Ausdehnung von der Tätigkeit zweier Sinne bekundet wird, deren Inhalte eine auffallend getreue Uebereinstimmung in bezug auf Größe und Gestalt an den Tag legen, was wohl unzweifelhaft darauf hinweist, daß die Ausdehnung mehr ist als eine bloße Bewußtseinserscheinung und daß sie in der Wirklichkeit ein getreu entsprechendes Korrelat hat. Denn sonst bliebe die sich offenbarende Uebereinstimmung zwischen Sehraum und Tastraum ein unerklärliches Rätsel.

Der Befund der Augen für sich allein kann allerdings nicht dazu herangezogen werden, daß unsere Ausdehnungsempfindungen Kunde geben von einer objektiven Realität, die mehr ist als Empfindung. Denn auch die Farbe wird von den Augen genau so lebhaft und deutlich registriert wie die mitempfundene Ausdehnung. Wenn die Bezeugung der Augen nun nicht zum Urteil berechtigt, daß der Farbenempfindung eine wirkliche Körpereigenschaft entspricht, so berechtigt sie aus sich allein wohl auch zu einem ähnlichen Urteil hinsichtlich der mitwahrgenommenen Ausdehnung nicht. Namhafte Autoren wie Donat u. a.<sup>1)</sup> machen deshalb geltend, daß in gewissen Fällen, z. B. bei der Erfassung der Körperausdehnung, die Ausdehnung in doppelter Weise bekundet wird, auf dem Wege des Sinneserlebnisses und zugleich in übereinstimmender Weise durch ein unmittelbares *testimonium conscientiae*, das über jeden Trug erhaben ist. Auf diese Weise wird den Ausdehnungserlebnissen, zunächst der Ausdehnung des eigenen Körpers, ein höherer Bekundungsrang und Wirklichkeitswert zugesichert. Im Falle der empfundenen Farbe aber entfällt nach dieser Theorie die mitauftretende untrügliche Bewußtseinsbekundung und daher auch der erhöhte Wirklichkeitsanspruch des vorliegenden Sinneszeugnisses. Andere Autoren sehen

<sup>1)</sup> Vgl. J. Donat, *Critica* <sup>2</sup> 82 f., 88 f.

wieder von einer Mitbezeugung des Bewußtseins im Falle der eigenen Körpererfassung ab und räumen der eigenen Körperausdehnung bloß den Vorrang ein, daß sie unsern Sinnen beständig gegenwärtig ist und deshalb leichter und früher zu unserer Wahrnehmung dringt als etwa die Ausdehnung der uns umgebenden Fremdkörper. Diese Theorie, die u. a. in Fröbes<sup>1)</sup> ihren Anwalt gefunden hat, kann zwar nicht auf eine Kongruenz zwischen bewußtseinshaft erlebter und sinnenmäßig erlebter Ausdehnung hinweisen. Allein auch sie sichert hinlänglich den Wirklichkeitswert des Ausdehnungserlebnisses. Denn auch ohne nebenhergehende Bestätigung durch unmittelbare Bewußtseinsvorgänge ist die Sinnesarbeit zur Wirklichkeitserfassung tüchtig: ein Satz, der solange uneingeschränkt aufrecht bleibt, als nicht einwandfreie Beobachtungen gewisse Abgrenzungen und Rückhalte aufzwingen.

Bisher haben wir dargelegt, wie ungereimt die Lehre Berkeleys ist, daß die primären Eigenschaften den sekundären gleichzuachten sind. Und erst recht wächst die Ungereimtheit bis zur Unsinnigkeit aus, wenn man bedenkt, daß er unter der Subjektivität der körperlichen Eigenschaften nicht eine solche versteht, die in bloß kausaler Weise in der Wirklichkeit fundiert, sondern die jedweden Wirklichkeitszusammenhanges bar, somit völlige Fiktivität ist, wie eingangs erwähnt wurde.

*Es war das erstmal in der Geschichte der Philosophie, daß der Ausdehnung der Wirklichkeitswert geraubt wurde. Wohl hatte auch die Antike in Demokrits Untersuchungen gewisse Körpereigenschaften mehr dem Subjekte als den Dingen zugeschrieben, indem sie den Dingen nur insoweit angehören, als dieselben kausale Einwirkungen auf die Sinnesorgane entsenden. Die Ausdehnung jedoch blieb in ihrer vollen formellen Wirklichkeit unangetastet bestehen. Nur eine vorübergehende Verfallserscheinung aus der stoischen Schule war es, daß diese die Quantitätskategorie aus der aristotelischen Tafel der aussagbaren Wirklichkeit strich. Und auch in der Neuzeit wieder haben die Vertreter der demokritischen Zweiteilung der körperlichen Eigenschaften, wie Galilei, Mersenne, Descartes, Huyghens, Hobbes und Locke, niemals daran gedacht, auch die Ausdehnungswirklichkeit zu einem subjektivistischen Gebilde herabzuwürdigen. Erst Berkeley hat damit angefangen, und zwar so gründlich, daß er die Ausdehnungssubjektivität mit keiner Ansatzfaser, etwa mit bloß kausaler Wirklichkeits-*

<sup>1)</sup> Vgl. J. Fröbes, *Psychologia speculativa* I 112, 203.

entsprechung, im realen Außen basieren ließ. Daraufhin haben wie Berkeley später auch Hume, Leibniz und Kant einen ausgesprochenen Ausdehnungssubjektivismus und -irrealismus vorgetragen. Im gleichen Augenblick aber, wo man die primären Eigenschaften an Geltungswert nicht nur den demokritischen sekundären Eigenschaften gleichstellte, sondern sie in volle Subjektivität und Fiktivität aufgelöst hat, hat der Untergang des Wirklichen philosophiegeschichtlich eingesetzt. Vergebens berief sich Berkeley nach dem Untergang der körperlichen Welt auf den Fortbestand wenigstens der geistigen Welt, die er nicht zerschlagen wollte. Hume hat in der Denkweise seines Vorgängers, welche die stofflichen Substanzen wegräumt und bloß geistige stehen läßt, eine Halbheit gefunden und nicht geruht, bis er jegliche, auch die geistige Substanz aus dem Bereiche des Wirklichen getilgt hat. Das Reale ist für ihn nur das, was bewußtseinshaft gegeben ist, also ein unsubstantiales, innersubjektives, ewig wechselndes Gewirr von Bewußtseinsinhalten sinnlicher Natur. So bringt die Geschichte der Philosophie ein argumentum historicum wider Berkeleys Denkweise vor und führt die Berkeleysche Identifizierung der primären und sekundären Eigenschaften mit unerbittlichem Spruch ad absurdum: Wer Ausdehnung tilgt, tilgt schließlich das Wirkliche.

### 3. Das Problem der Zeit.

Schon Kant hat B. in den Prolegomena den Vorwurf gemacht, daß er auf die Zeit „nicht acht hatte“. <sup>1)</sup> Und tatsächlich gibt das Schrifttum ausreichend davon Kunde, daß B. zu jenen Philosophen gehört, die für das Zeitproblem nur ganz wenig übrig haben. <sup>2)</sup> Weil er das Dasein und die Erkennbarkeit von Körpern und deren Bewegung verwirft, hat er füglich das Problem des an körperlichen Bewegungen abgelesenen Zeitgedankens, der sogenannten „körperlichen“ Zeit, gänzlich außer acht gelassen und sich einzig mit der seelischen Zeit befaßt, worunter er die Aufeinanderfolge von psychischen Vorgängen versteht. <sup>3)</sup> Unter Voraussetzung des cartesischen Satzes, daß die Seele wesenhaft eine *res cogitans* und demnach unaufhörlich in Tätigkeit begriffen ist, sieht er den Erlebnisverlauf als praktisches Mittel an, die substantiale Dauer des Geistes daran abzuzählen. Aus der konkreten Folge der Ideen aber weiterhin eine „idealisierte“ Vorstellung des allmählichen Nacheinander, m. a. W. die reine Zeit-

<sup>1)</sup> Ak. IV, 375.

<sup>2)</sup> Vgl. das Zeitkapitel des *Treatise* (98), das gelegentlich der an Newton geübten Kritik entstanden ist.

<sup>3)</sup> „The succession of ideas in my mind“, *Treat.* 98.

vorstellung herauszuheben und diese Vorstellung sodann mit den Eigenschaften des endlosen und gleichmäßigen Verfließens sowie der unbegrenzten Teilungsmöglichkeit auszustatten, vermag B. zufolge seiner sensualistischen Einstellung nicht: abstrakte Vorstellungen zu gestalten, übersteigt eben des Menschen Kraft.<sup>1)</sup> Als Zeitvorstellung bleibt sonach in seiner Lehre nur übrig das „konkrete“ Nacheinanderlaufen von seelischen Akten, somit bloß ein diskret verlaufender, uneigentlicher Zeitbegriff, der die Eigenschaft der Kontinuität eingebüßt hat und mit dem *tempus discretum* des Suarez gleichsinnig ist.<sup>2)</sup> Die Akte der Seele bestehen eben zumeist in abrupter Weise. Es ruht also seine Zeitlehre auf falschen nominalistischen Ansätzen, sie zeigt aber in ihrer Durchführung von da aus wohl das Gepräge strenger Folgerichtigkeit.

Da sich B. nicht einmal dazu aufschwingen kann, den Begriff der reinen körperleeren Zeit aufzustellen, ist es begreiflich, daß er kein Verständnis aufbringt für eine reine substantiale Zeitrealität im Sinne der Newtonschen Theorie.

#### 4. Berkeleys raum-zeitlicher Subjektivismus verglichen mit verwandten Theorien bei Locke, Leibniz und Kant.

Ehe wir Berkeleys Lehre mit den Theorien Lockes und Kants in Vergleich ziehen, wollen wir zunächst einmal Berkeleys Anschauungen im Zusammenhang kurz überblicken. Was an seiner Raum- und Zeitlehre, die ihre Mängel geschickt hinter die Anmut aphoristisch hingestreuter Gedanken verbirgt — an Feinheit des Stiles überragt Berkeleys *Treatise* bei weitem den *Treatise* Humes — auf den ersten Blick auffällt, ist der an Spinoza gemahnende Charakter großartiger Geschlossenheit. Seine raum-zeitliche Theorieentwicklung ist durchgängig und lückenlos von der „sensualistischen“ Einstellung seiner Erkenntnistheorie bestimmt. So entwickelt sich aus der vom Sensualismus geforderten Negation abstrakter Vorstellungen<sup>3)</sup> sein raum-zeitlicher Subjektivismus und Irrealismus, wonach

<sup>1)</sup> Die absolute, abstrakte Zeit (*time abstractet from the succession of ideas in my mind, which flows uniformly and is participated by all beings, infinitely, divisible*“, *Treat.* 98) kann, weil abstrakt, nicht einmal in Gedanken vorgestellt, geschweige denn im Sinne Newtons für real befunden oder gar mit Gottes Ewigkeit identifiziert werden.

<sup>2)</sup> Suarez, *Met. Disp.* 50 s. 7 n. 9.

<sup>3)</sup> *Treat.* 98, 99, 116.

es außerhalb des vorstellenden Subjektes und der Bewußtseinsebene keinen Raum gibt, weder endlosen noch endlichen, und keine in körperlichen Bewegungen fundierte Zeit. Unsere Sinneskraft stellt einen reinen, körperleeren Raum nicht dar; es gibt also keinen, weder in unseren Gedanken, die sich inhaltlich strenge an die Sinnesgegenstände halten, noch auch in der Wirklichkeit. Es gibt auch keine reale Ausdehnung jenseits des Bewußtseins. Gäbe es eine, so müßte sie ohne Farbe sein, denn Farben sind in der Wirklichkeit nicht vorhanden. Farblose Ausdehnung aber kann es nicht geben, da unsere Sinne Ausdehnung nie ohne Farbe bekunden. Wo keine Ausdehnungswirklichkeit, da ferner kein Körper und auch keine Körperbewegung sowie keine auf ihr ruhende Zeitvorstellung. <sup>1)</sup>

Ebenfalls bloß eine Folge seiner ausschließlich sensualistisch gehaltenen Einstellung ist es, wenn B. nicht nur die Realität, sondern auch die endlose Teilbarkeit der Ausdehnung leugnet. Denn in einer Lehre, wo das esse gleichkommt dem percipi, ist Ausdehnung gleich „Ausdehnungsvorstellung“. Diese aber läßt sich nicht endlos verringern, an einer gewissen Schwelle angelangt, schwindet sie. Also läßt sich auch Ausdehnung nicht endlos aufteilen. Daß es nichtempfundene Empfindungen nicht geben könne, liegt auf der Hand. Denn etwas, das kleiner wäre als das eben noch Empfindbare und eben noch über der Reizschwelle Gelegene, kleiner als das sogenannte *minimum sensible*, ist undenkbar. Sonst müßten sich Wahrnehmungen aus unwahrnehmbaren Eindrücken oder Ausdehnungsempfindungen aus nichtempfundene Ausdehnungsminimen zusammensetzen lassen, was ein Ding der Unmöglichkeit ist. <sup>2)</sup>

Mit der vom Sensualismus geforderten Ablehnung der unbegrenzten Teilungsmöglichkeit hängt es zusammen, wenn B. den Raum auffaßt als eine Summe von „diskret“ abgesetzten Minimen, welche weiterhin nicht mehr teilbar sind, aber eben noch perzipiert werden. Auf die weitere Frage, die sich hier anschließt, ob nämlich diese letzten, den Raum bildenden unteilbaren *minima sensibilia* in sich ausgedehnt sind, oder aber größenlose, punktuelle Kleinheiten, suchen wir bei B. vergebens eine klare Antwort. Erst Hume hat sich eindeutig für ihre Nulldimensionalität ausgesprochen. <sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> „In short, extension, figure and motion, abstracted from all other qualities, are inconceivable“, *Treat.* 10.

<sup>2)</sup> *Treat.* 123, 129, 132; *Comm. Book.* 842. Noch ist Berkeley der Unterschied von Empfinden und Bemerkern unbekannt.

<sup>3)</sup> *Treat.* 124; *Comm. Book.* 67.



Dagegen hat schon B. auf das entschiedenste die Endlichkeit des Räumlichen betont und darauf hingewiesen, daß die letzten elementaren Bestandteile, gleichviel ob sie Größe haben oder nicht, niemals in unendlicher Summe vorliegen. „Die Idee, die wir Raum nennen“, erklärt B., „ist in keiner Weise unendlich, weder unendlich groß noch unendlich klein“. <sup>1)</sup> Wer seinen Standpunkt auf die Breite der Sinnlichkeit einengt, muß eben auf den Unendlichkeitsgedanken von vorneherein verzichten. Die die Figur zusammensetzende endliche Zahl von Minimien nachzählen, heißt dann nach B. die Figur messen. <sup>2)</sup>

So lassen sich, um die Berkeleysche Lehre kurz zu summieren, über das Räumliche die fünf Eigenschaften schreiben: subjektiv, und deshalb konkret, nicht ins Endlose teilbar, diskontinuierlich und endlich.

Gehen wir zur Gegenüberstellung des Berkeleyschen und des Lockeschen Raums subjektivismus über, so stellt sich in Berkeleys Lehre mehr Radikalismus dar als bei Locke, sowohl was die primären als auch was die sekundären Eigenschaften der Körper betrifft.

Die bereits bei Locke als subjektive Erscheinungen aufgefaßten sekundären Eigenschaften der Körper werden in Berkeleys Theorie, wie bereits erwähnt, noch subjektiver. Während sie bei Locke nicht im Geist allein sind, sondern zu kleinsten Stoffteilchen und ihrer Lagen, Strukturen und Bewegungen, somit zur Wirklichkeit selbst in Beziehung stehen, <sup>3)</sup> beschränkt sich ihre Existenz nach B. auf den Geist allein. <sup>4)</sup> Der Zusammenhang zwischen körperlicher Wirklichkeit und subjektiver Empfindungswelt ist dadurch endgiltig getilgt.

Was sodann die primären Eigenschaften betrifft, so gelten sie bei Locke als volle Realität, die dem Körper ungeschmälert zukommt, bei Berkeley dagegen werden sie der erhöhten Subjektivität der sekundären Eigenschaften gleichgeachtet. <sup>5)</sup>

Die bisher in der Geschichte der Philosophie unerhörte Subjektivierung der primären Eigenschaften in B.s System hat zwei

<sup>1)</sup> *Comm. Book* 564; *Treat.* 130–132.

<sup>2)</sup> *Comm. Book* 765. Berkeley scheint an größenlose Minima nicht gedacht zu haben, wie aus dieser Stelle hervorgeht, wo er die Frage aufwirft, ob die letzten Elemente wohl verschiedener Größe sein können, da sie der Teile entbehren. — Vgl. hiezu die trefflichen Ausführungen von N. M. Poppovich, *Die Lehre vom diskreten Raum* 55.

<sup>3)</sup> „The do not exist in the mind alone“, *Essay* II 8 18. — Vgl. ebenda II 23 11, IV 3 24 ff.

<sup>4)</sup> „only in the mind“, *Treat.* 9.

<sup>5)</sup> „It is evident, that extension, figure and motion are only ideas existing in the mind“, *Treat.* 9. Nicht aber sind sie „Patterns or images of things which exist without the mind in an unthinking substance“, *Treat.* 9.

andere Folgen bedingt. Einmal, daß die primären Eigenschaften keine adäquaten, getreuen Nachbildungen der Wirklichkeit sind, ja, daß sie infolge ihrer erhöhten Subjektivität von einer Außenwirklichkeit selbst nicht in inadäquater, kausaler Weise Kunde geben. Sodann die zweite Folge, daß nämlich die körperliche Substanz von jetzt zu einer völlig überflüssigen Fiktion geworden ist, da man für imaginäre, gänzlich dem empfindenden Subjekt anheimgegebene Körpereigenschaften selbstredend kein reales Substrat zu konstruieren braucht. So entreißt B. dem cartesischen Weltbild die wirkliche *res extensa* und schiebt sie dem reinen Bewußtsein des Subjektes zu, wo sie zum Bündel von bloßen Phänomenen wird. Da das Subjekt zu ihrer Produktion einer Anregung bedarf, holt es dieselbe unmittelbar von Gott. Was bisher als Wirkung des Körpers auf unsere Sinne angenommen wurde, das ist von nun ab als eine Wirkung anzusehen, die Gott auf unsern Geist ausübt.<sup>1)</sup> Beide Folgen des subjektivistischen Ansatzes, die Unerkennbarkeit sowohl als auch die Unwirklichkeit der Außenwelt, führen ihrerseits notwendigerweise zum ausgesprochenen bewußtseinphänomenalen Solipsismus.

Nachdem wir B. mit Locke in Vergleich gebracht haben, wollen wir nun die Berkeleysche Raum- und Zeitlehre mit der von Leibniz vorgetragenen vergleichen. Zusammenfassend läßt sich folgendes sagen: während B.s extremer Spiritualismus alles, was ausgedehnt ist, sei es Körper, sei es Raum, derart gründlich aus der Wirklichkeit tilgt, daß diesen Begriffen keinerlei dingliche Entsprechungen bleiben, geht des Leibniz ebenfalls extremer Spiritualismus nur so weit, daß er den erwähnten Begriffen in den unausgedehnten Monaden wenn auch nicht einen adäquat entsprechenden, so doch irgendwelchen Wirklichkeitshintergrund erbaut, so daß sie nicht zu lauter Schein herabgewürdigt werden, sondern die Geltung von *phaenomena bene fundata* beanspruchen. Was sowohl an sich wie auch in der Erkenntnis des Verstandes einfach und unausgedehnt ist, das wandelt sich in der unklar und verworren arbeitenden Sinneserkenntnis ins Ausgedehnte um. So ist die Ordnung der koexistent gegebenen Monaden der Raum. Und den diskreten Ablauf wandelt der Sinn zum kontinuierlichen um. So wird die Ordnung der sukzedenten Monaden zur Zeit. Ueber unausgedehnter und diskreter Wirklichkeit konstruiert die Sinneserfahrung ein Reich von ausgedehnten und

<sup>1)</sup> Es bedarf also keiner „inert, senseless substance in which extension, figure and motion actually exist“ (*Treat.* 9) mehr. Ueber das stufenweise Hinschwinden der Substanz bei den englischen Empiristen vgl. B.s *Treat.* 73.

kontinuierlichen Phänomenen.<sup>1)</sup> So bedenklich der hier vorgelegte Phänomenalismus auch ist, so darf er mitnichten als ausgesprochener Idealismus transzendentalen Sinnes aufgefaßt werden. Und zwar deshalb nicht, weil Leibniz den Phänomenen ein Ding an sich unterlegt, das überdies nicht in undurchdringlicher Verschleierung sich verhüllt, sondern wenn auch nicht dem Sinne, so doch dem Verstande offen liegt. Wegen dieser dinglichen Unterbauung walten eindeutig bestimmte Beziehungen zwischen den subjektiven Empfindungen der Sinne und den ihnen jeweils entsprechenden Monaden, weswegen der Leibnizsche Spiritualismus immerhin noch als Realismus einzureihen ist. Bei B. suchen wir eine derartige Unterbauung vergebens. Er trägt einen extremeren Spiritualismus vor.

Vergleicht man andererseits den Berkeleyschen Subjektivismus, den Kant als dogmatischen Idealismus bezeichnet hat, mit dem Subjektivismus Kantischer Färbung, so fällt bei Kant eine gewisse Mäßigung auf. Zwar verbergen sich bei ihm die körperlichen Substanzen gegen das erkennende Subjekt zu hinter undurchdringlichen Schleiern. Denn weder sinnlichen noch geistigen Fähigkeiten des Menschen ist es gegeben, von ihnen Kunde zu bringen. Ob die Dinge der Außenwelt ausgedehnt und bewegt sind oder nicht, ob räumlich und zeitlich oder nicht, bleibt deshalb eine Frage, die niemals eine Antwort findet. Jedoch scheut er sich, die Welt der Körper, das Ausgedehnte und das Bewegte in Bausch und Bogen als Unwirklichkeit zu erklären und läßt immerhin die Möglichkeit offen, daß sie in unerkennbaren Ebenen als subjektunabhängige, wirkliche Dinge an sich ein Dasein haben.<sup>2)</sup> Berkeley dagegen treibt den Subjektivismus

<sup>1)</sup> Daß die raum-zeitlichen Ordnungsbegriffe lediglich als bewußtseinsimmanente Erscheinungen vorkommen, wiederholt Leibniz ohne Ermüden. Insbesondere in seinen Schreiben an de Bosses und Clarke. Vgl. etwa in der von Gerhard besorgten Gesamtausgabe der phil. Schriften Bd. 2, 517 und 486. Bezeichnend ist das kurze Wort über Raum und Zeit: *verbo, sunt ordines, non res.* Ebenda II 515. Ebenso unermüdlich wird den Phänomen von Raum und Zeit ein monadenhafter Hintergrund ankonstruiert. Vgl. Gerh. II 448, 451, 496, 501, namentlich 516, 519. Hierzu die lichtvollen Ausführungen von B. Jansen, *Leibniz, erkenntnistheoretischer Realist* in *Archiv f. Gesch. d. Phil.* Bd. 33 (1920) Beilageheft 61 f.

<sup>2)</sup> Kant setzt sich des öfteren mit dem „mystischen und schwärmerischen“ Idealismus des Berkeley auseinander. So in den *Prolegomena* (1783), wo er in zwei großen Anmerkungen (Ak. IV, 288 bis 294) dem subjektiven Idealismus Berkeleys den kritischen oder transzendentalen schroff entgegensetzt. Nach Berkeley „müssen alle Körper samt dem Raume, darin sie sich befinden, für nichts als bloße Vorstellungen in uns gehalten werden“, nach Kant aber wird

weiter. In seiner Lehre erlischt nicht bloß die Erkennbarkeit, sondern selbst der Daseinsbestand der Körperwelt, erlischt auch die Realität der Ausdehnung und allmählichen Dauer, erlöschen Raum und Zeit. Wo immer es sich um Stoffliches handelt, dort wird es von B.s Immaterialismus aus der Wirklichkeit samt und sonders gestrichen.<sup>1)</sup>

„die Existenz des Dinges, was erscheint, nicht wie beim wirklichen Idealismus aufgehoben, sondern nur gezeigt, daß wir es, wie es an sich selbst sei, durch Sinne gar nicht erkennen können“. Raum und Zeit haben nach Kant Realität (ebenda 39), ihre Realität ist „empirisch“, weil in ihnen allein Gegenstände der Erfahrung gegeben sind, und sie ist „subjektiv“, weil sie nicht selbst Gegenstände an sich, sondern subjektive Bedingungen sind, die Gegenstände der Erfahrung anzuschauen. Im Anhang zu den Prolegomena kommt Kant von neuem auf Berkeley zurück, dessen System er wohl der *Siris* entnommen haben mag, und formuliert es dahin: „Alle Erkenntnis durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der Vernunft ist Wahrheit (Ak. IV 379). Ebenda den Berkeleyschen und Kantischen Raum vergleichend sagt er: „Raum und Zeit samt allem, was sie in sich enthalten, sind nicht die Dinge oder deren Eigenschaften an sich selbst, sondern gehören bloß zu Erscheinungen derselben; bis dahin bin ich mit jenen Idealisten auf einem Bekenntnisse. Allein diese, und unter ihnen vornehmlich Berkeley, sahen den Raum für eine bloße empirische Vorstellung an, die ebenso wie die Erscheinungen in ihm nur vermittelt der Erfahrung oder Wahrnehmung gesamt allen seinen Bestimmungen bekannt wurden; ich dagegen zeigte zuerst: daß der Raum (und ebenso die Zeit, auf welche Berkeley nicht Acht hatte) samt allen seinen Bestimmungen a priori von uns erkannt werden könne“ (Ak. IV, 379 f.). Dann wieder liegt eine gleichsinnige Auseinandersetzung in der zweiten Auflage der reinen Vernunftkritik (1786) vor, wo er einen besonderen Abschnitt der Widerlegung des Idealismus bereitstellt (Ak. III, 190 bis 193). Wenn wir diese Auseinandersetzung auf uns einwirken lassen, so kommen wir unschwer zur Erkenntnis: das Kant von Berkeley Unterscheidende ist Kants eigenen Worten zufolge nichts Geringeres als, daß Wirklichkeit gegen Unwirklichkeit, nämlich Kants wirklicher Raum gegen Berkeleys unwirklichen, rein erlebnishaft im Bewußtsein auftretenden Raum gesetzt wird. Eine große Spannung fürwahr. Näher besehen ergibt sich jedoch sogleich, daß auch Kants vielbetonte Raumrealität nichts weiter als eine lediglich im Bewußtsein auftretende Realität ist und sich ebenfalls zu einem Berkeleyschen Phänomen verflüchtigt. Während aber dies subjektive Gebilde bei Berkeley Stoff und Inhalt einer Vorstellung ist, verkümmert es bei Kant zu einer inhaltlosen Form der Vorstellung, wird reine Anschauungsform, die dem Subjekt allein entstammt, demnach „subjektiv“ ist, die eine Verbindung mit formlosen Inhalten eingeht, ohne hiezu vom Inhalt her bestimmt und angeregt zu sein, also „apriorisch“ funktioniert, sich jedoch lediglich mit sinnlich erfahrbaren Inhalten verbindet, einzig und allein Gegenstände der Erfahrung ordnet, also „empirisch“ erreichbare Aufgaben vollzieht. Ueber das Transzendente bei Berkeley und Kant vgl. E. Cassirer, *Das Erkenntnisproblem* II<sup>2</sup> 325. Und B. Bauch, *Immanuel Kant*, 171 ff.

<sup>1)</sup> Erhebt man die Frage, wer von beiden das Substanzproblem subjektivistischer behandelt hat, so muß man zwischen materieller und geistiger Sub-

Was die Frage der sekundären Eigenschaften, die sogenannten Kantischen „Empfindungen“ anbelangt, so erscheinen sie bei Kant selbstredend als subjektive Gebilde, behalten aber immerhin, im Widerspruch zwar mit seiner sonstigen Lehre, mit der Wirklichkeit einen gewissen kausalen Zusammenhang, insofern die „affizierenden Dinge“ die sekundären Eigenschaftsvorstellungen in uns erregen. Berkeleys System jedoch weiß in diesem Falle von einem „Subjekt-Objekt-Zusammenhang“ nichts. Körper entsenden auf die Sinne keinerlei Einwirkungen.

Die primären Eigenschaften räumlicher und zeitlicher Art, die bei Kant „reine Anschauungen“ genannt werden und subjektiver als die sekundären Eigenschaften gehalten sind, nehmen ihren Ursprung dagegen nicht aus physischen, den Körpern entströmenden, unsere peripheren Sinne treffenden Reizen. Hierin stimmen Kant und Berkeley überein, gehen aber augenblicklich wieder auseinander hinsichtlich der näheren Erklärung. Berkeley negiert Reize, die den Körpern entstammen, weil es keine Körper gibt, Kant indes, weil die Kategorie der Aktivität nicht einer etwa bestehenden Außenrealität, sondern vielmehr dem vorstellenden Subjekte zuzugestehen ist. Im Kantischen System beherrscht das Subjekt höchstgesteigerte Aktivität. Was immer aus dem Chaos, der sich uns aufdrängenden Empfindungen eine geordnete, geformte Bewußtseinswelt, also auch die raum-zeitliche Ordnung, auch die anschaulichen Formen des räumlichen wie zeitlichen Gestaltetseins erzeugt, wird nicht etwa durch Abstraktion dem sinnlichen Erleben entnommen und erborgt,

---

stanz unterscheiden. Ohne Zweifel hat Berkeley die „materielle“ Substanz subjektivistischer aufgefaßt als Kant, denn Kant leugnet bloß deren Erkennbarkeit, Berkeley jedoch selbst deren Dinglichkeit. Bei Kant unterhalten die Empfindungen (sekundären Qualitäten) noch Zusammenhänge mit dem affizierenden Außen, bei Berkeley aber haben sie dieselben gänzlich aufgegeben. Infolgedessen hat Kant die Zumutung, Berkeleysche Gedanken gutgeheißen und aufgegriffen zu haben, mit Entrüstung von sich gewiesen, eine Entrüstung, der wir die Entstehung der *Prolegomena* sowie die zweite Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft verdanken. Hinsichtlich der „geistigen“ Substanz indes liegen die Dinge anders. Hier ist es Kant, der subjektivistischer als Berkeley denkt. Mag auch eine Geisteswelt vielleicht existieren, so vermag der Verstand dennoch nichts über sie auszumachen, hinter so dichte Verschleierung ist sie nach Kant gelegt. Bei Berkeley jedoch liegt sie nicht bloß in ungebrochener Existenz, sondern in klarer Erkennbarkeit vor dem erkennenden Geiste und bildet den letzten Rest, der dem „Untergang“ sieghaft trotzt. Niemals ist Berkeley soweit gegangen, daß er mit dem Begriff der körperlichen Substanz zugleich den der Substanz überhaupt preisgegeben hätte. (*Treat.* 7, 89, 90, 91.)

sondern liegt im Gemüt bereit, das heißt, die Formen nehmen ihren Ursprung aus dem schöpferisch-tätigen Subjekt allein und bedürfen hiezu keiner Anregung von anderswoher. Das Subjekt ist mehr spendend als empfangend. Berkeley dagegen lehnt eine so weitgehende Spontaneität und Unabhängigkeit des seelischen Geschehens ab und sieht das Subjekt allein nicht für ausreichend an, Raum und Zeit aus sich allein zu geben. Zwar entlehnt auch B. die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen unserer Bewußtseinsinhalte nicht mehr der Körperwelt, die bereits zerstört ist,<sup>1)</sup> wohl aber nimmt er den zum Inhalt und Ablauf der raum-zeitlichen Vorstellungen nötigen Anstoß von außen in Empfang, d. h. unmittelbar von Gott.<sup>2)</sup> Aus diesem Grunde bedeutet für ihn sein maßlos durchgeführter Subjektivismus von Raum und Zeit, ja selbst die Illusion des eigenen Körpers keineswegs ein Hemmnis für den Gottesgedanken, sondern wird umgekehrt geradezu eine Offenbarung des auf uns einwirkenden Gottes. Für die passive Seite unserer Erkenntnisweise hat somit B. ein offeneres Auge als Kant und sieht am Ablauf der seelischen Vorgänge sehr richtig, daß wir den eigenen Akten mindestens ebenso empfangend als spendend gegenüberstehen und zu wenig Gewalt über das Auftreten und Abklingen der räumlichen oder zeitlichen Vorstellungen haben, als daß wir diese Vorgänge und deren Inhalte restlos aus eigener Initiative und Aktivität herleiten könnten.<sup>3)</sup>

Den Gottesgedanken hat Berkeley so wenig wie Kant aus der Hand gelassen, wohl aber das Mittel verloren, ihn aus dem Sichtbaren, aus der uns umgebenden Welt zu gestalten. Also hat das erste Kapitel im Römerbrief für George Berkeley, den gelehrten anglikanischen Bischof, Sinn und Wert eingebüßt.

---

<sup>1)</sup> *Treat.* 53.

<sup>2)</sup> *Treat.* 33, 146, 147.

<sup>3)</sup> *Treat.* 25—39.